

**Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.**



No. 127. — Well, mer hen also en Kahl an die Brittschete was unfern verheiratete Bub seine Alte is, gemacht, awmer ich tann nit sage, daß ich es edlra gegliche hatt. Wisse Se, die Brittschete is ja e ganz gute Frau, awmer se is e wenig schlappig. Was mer hot sehn konne, das is ja wie gewöhnlich alles uffgefreitend un tipp tapp gewese, awmer, die Ruhms, wo nit supphoff wern, daß Wiffiterich enei komme, do hot's ganz schrecklich gequid; es is so wie mer duht; omwe hui un unne fui. Ich sin arig druff, daß alles kien un faumer is un do gleich ich auch gern e wenig herum zu schnupern. Ich sin also auch emol in die Brittschete ihre Betrübms komme un ich sage Ihne, die Better ware ganz uffgemocht, die Rids ihre Alldas-Suchter hen do erum gelege, als wann das Wasser se hin gedrivwe hatt. Ich sin auch schub, daß se in e ganze Woch kein Bruhm obder kein Dofter in die Ruhms gehab hot; denke Se nur emol an, ich hen ichwen Speiberwebs an die Fenster un an die Sieling genohficht! Off Kohrs is es ja nit von mein Wiffnich gewese, awmer ich hen doch mein Meind uffgemacht, daß ich die Brittschete e Bies von mein Meind gewewollt, so wie ich die erschte Tischebns kriegt deht. Es is nit meine Intenzion gewese in die Pressenz von die Wedesweilern etbes zu saagen, bitahs das war for die nur Wasser uff die Mühl un dann hen ich doch auch nit gegliche die Brittschete in Front von en Strehnfcher zu blamire. Well, mer hen e gute Kopp Koffie gehabt, das is gut genug, nur duhn ich denke, die Brittschete deht besser, wann se fo kein edspensiese Brand laufe deht. Do tann mer widder emol den Differenz seht; was e gute Hauskieder is, die machd auch aus e billige Stoffe en feine Drint; mer muh ihn nor lang genug toche losse. Mer hen auch Kest un Kuche gehabt un die Wedesweilern hot ihn arig gut gegliche. Awmer die is ja auch nids gutes gewöhn. Wie mer mit den Esse durch ware, do hen mer die Pressenz betrachd, wo die Brittschete for ihren Geburtsdag kriegt hot un dente Se nur emol an der Karle hot sie en Deimentring gekauf! Hört sich do nit alles uff? Jetzt möcht ich wisse, was e Frau wie die mit Deimement duhn duht. Es war doch viel besser gewese, wann er sie en neue Pettifoch gekauf hatt, obder en Kappper, bitahs in die Leid do is er ja schäbbig; die annere Dingas, wo se von ihre Freunde kriegt hot, die hen nit zu viel emanuel, awmer was duhn ich lehre. Mer hen alles arig gepreht un do is se fättissig gewese. Mer hen dann noch for e Weil gekaufd un do hen ich auch edidentie an Wörpfeß die Sprach uff die Missus Nierem gebracht; ich hen gesagt, so e gute Hauskieder hatt ich noch nie nit gesehn. Die war so kien wie e Binn un bei die könnt mer auch keine Speiberwebs un kein Dost finne. Die Wedesweilern hot gesagt, das war doch das wenigste was mer von e Frau verlange konnt, daß se kien war un von e schlappige Frau do hatt se ihre Oppinjen. Die Brittschete hot for e Weil ganz rubig zugehört, wie mer awmer e Paus gemacht hen, do hot se ihr Seh gehabt, ahltreit, ahltreit. Se hot gesagt: Lebies, ich will Euch mol etbes sage, es is en großer Differenz gibliche kien un kien. Es is ganz schön un gut wann e Frau ihr Haus kien halte duht, wann se die Zeit for hot; wann awmer e Frau ihre ganze Gfideligkeit drin finne duht, wann se von Morgens bis Dwendts an die Arnie liege tann un duht schtoppe un wann se die Kinner umbringe duht, wann die arme Wermcher nur dehre in e klene Ruhm mit ihre befre Fiet zu steppe un wo die Fih kriegt duht, wann ihr armer Mann e Sidar in e Ruhm schmohde duht, bitahs die Körtens könnte perhapp e wenig gelb wer'n un wo geht en Lahjer von wege e Diemohrs sehn, wann ihren Hosband emol bei edzident e wenig Gisches von seine Zidar an den Karpet falle läßt — ich sage so e Frau, for die fühl ich farrie. Ich hen die Oppinjen, daß e Haus so sein muh, daß mer komforabel drin fühle duht, daß en Mann gleich heim zu sein un nit in den Saluh zu gehn brauchd wann er's e mol e wenig lohnwienjen hen will. So weit ich konzent sin, ich war die unglücklichste Frau von die Welt wann mein Mann alle Nacht in den Saluh hode deht. Wann ich den ganze Stoff for mich un for die Rids nahe duhn, wann ich meine ganze Wasch duhn, dann hen ich meine Duttie gedahn un ich deht den größte Fühl aus mich made, wann ich auch noch Dwendts stude deht, zu schtoppe un zu klene un zu doste. Dwendts do sich ich bei mein Mann un der hot auch e Priffifelsch an mich. Wer's nit in mei Haus gleich duht, ber brauchd nit zu komme, ich tann mer Kammich schon alleins paddele un wann Wimmen erum schneide un aussinne wolle, wie's bei mich in die Kornerich un sofort aussude duht, dann sag ich: Gitt aut! So jetzt wüht Ihr was ich von die Sach denke. Wann Ihr die Oppinjen habd, daß ich recht sin, dann solls mich

freue, un wann Ihr den annere Weg denke duht, dann geb ich auch nids drum. Ich gude for mich aus un so solls jeder Mensch mache." Well mir zwei hen do gefosse un hen alle Auge un Ohre uffgerisse. For e ganze Weil sin mer starr, klumm un sprachlos gewese. Die Wedesweilern hot zuerscht gesprochen un wisse Se was se gefagt hot? Se hot gesagt, die Brittschete wür ganz recht un sie hatt auch kein Würs for Leut, die nur komme dehte for in alle Ecke erumauschniele. Hen Se Worte? Un die Wedesweilern is doch grad so eine, wo alles wisse möcht, un wo so neugierig is, daß ich's fast nit mehr stende kann. Well, mer sin in aller Einigkeit von die Brittschete fort. Mer hen uns noch gubei gelist, awmer mit die Wedesweilern do wer'n ich auch noch emol ieven. Mit beste Regards Yours Lizzie Hanstengel.

**Anzeigen als Unterhaltungs-Lektüre.**

Es ist noch gar nicht so lange her, daß Zeitungsanzeigen leblich als notwendiges Uebel betrachtet wurden, die der Verleger brauche, um das Blatt billiger liefern zu können. Es gab eine Zeit, wo sich die alte Leipziger Illustrierte Zeitung weigerte, andere Anzeigen aufzunehmen, als Bücherankündigungen, und bei Tagesblättern liefen häufig aus dem Publikum Beschwerden darüber ein, daß das Blatt allzusehr mit Inseraten angefüllt sei. Heute ist dies wesentlich anders geworden. Die Ankündigungen sind nicht mehr ein überflüssiges, als lästig empfundenes Anhängel, sondern ein Theil des Lesestoffes, der mit demselben Interesse verfolgt wird, wie alles Andere. So ist es jetzt in Deutschland und Oesterreich, und noch viel mehr in den Vereinigten Staaten, wo die Inserate mit mehr Temperament und Phantasie ausgestattet sind als anderswo. Ein großer Theil unseres Lesepublikums nimmt heute eine Tageszeitung oder ein Magazin zur Hand, liest zuerst flüchtig den eigentlichen Zeittheil und beginnt dann die Inserate zu studiren, eines nach dem anderen, die großen und die kleinen. Dies thun nicht nur solche Leute, die die Absicht haben, an diesem Tage etwas einzukaufen und die Zeitung gewissermaßen als Führer und Rathgeber betrachten, sondern auch Menschen, die momentan weder Kaufbedürfnis noch Kaufwill haben. Sie lesen die Anzeigen ungefähr aus demselben Grund, aus dem der Spaziergänger gerne Auslagen besichtigt — und auch oft mit demselben Erfolge: die ursprünglich nicht vorhandene Kaufwill stellt sich ein. Für den intelligenten Leser sind aber die Zeitungsanzeigen wesentlich mehr als ein flüchtiger Blick auf die Auslage, sie bieten ihm ein Bild des gesammten wirtschaftlichen, sozialen und künstlerischen Lebens. Die herrschende Geschmadsrichtung, Knappheit oder Ueberschuß auf dem Geldmarkt, Prosperität oder wirtschaftliche Depression, gute oder schlechte Ernte — das Alles sind Sachen, die sich im Anzeigenteil der Zeitung noch schärfer und klarer wieder spiegeln, als in der Tageschronik und den redaktionellen Artikeln. Natürlich werden die Anzeigen nicht durchwegs mit gleichem Interesse gelesen. In der Straßen- oder Hochboch kann man oft beobachten, wie der benachbarte Passagier mehrere Minuten lang seine Augen auf einer Anzeige verweilen läßt, über eine andere in derselben Größe und desselben Genres aber flüchtig hinweg sieht. Der Grund zu dieser scheinbar auffälligen Thatsache ist ein sehr einfacher: Die eine Anzeige ist „geschickt gemacht“, attraktiv, fast suggestiv, die andere, die ebensoviel gelobt hat, ist weniger glücklich arrangirt und verfehlt ihren Zweck. Die Thatsache, daß also die Frage: „Wie mache ich meine Anzeige wirksam?“ keineswegs ganz beantwortet ist, war für uns eines der Momente, das uns zu unserem eigenartigen Preisauschreiben von \$1000 veranlaßt hat. Der Kaufmann richtet seine Inserate an das allgemeine Publikum, und nur dieses ist absolut kompetent, zu entscheiden, welche Anzeige gut und interessant ist. Daher richtet sich unser Wettbewerben an das große Publikum, und den Armen ebenso wie an den Wohlhabenden, an den Gebildeten und Ungebildeten, an die Frau ebenso wie an den Mann. (N. J. M. 3.)

**Neue Sterne.**

Die Zahl der veränderlichen Sterne, die in der ersten Hälfte des laufenden Jahres entdeckt worden sind, hat die außergewöhnliche Höhe von 189 erreicht, nachdem auf der Harvard Sternwarte in den Sternbildern des Orion und des Schiffes Argo kürzlich nicht weniger als 19 und in der kleinen Magellanischen Wolke sogar 57 neue Veränderliche aufgefunden worden sind. Die Mehrzahl dieser Veränderlichen, die fast sämmtlich sehr lichtschwach, nämlich unter 9. Größe sind, ist auf photographischem Wege entdeckt worden.

**Dom frühen Sterben.**

Stizze von Grete Meiner's.

Unter Spizen und seidenen Decken lag Hilbe, „das Seelchen“, vergaben — ihre Haut war so schimmernd weiß wie Milchglas, die blonden Haare fielen weich und wellig auf die Schultern herab; sie konnte die schwere Last der Fledchen nicht mehr am Kopfe ertragen. Sie war stets von bezaubernder Lieblichkeitswürdigkeit, die junge Kranke; sie hatte eine soziale Seele und vertheilte gleichmäßig ihre ganze Liebe auf alle — auf Mama, Papa, das Küchenmädchen und den alten Arzt, der im Uebrigen glaubte, daß die Schwäche und Annämie sich nach Ablauf des Frühlings bald wieder heben würde. Aber die Mutter vermochte dem sich stets wiederholenden Troste des Arztes nicht mehr zu glauben — die Mutteraugen sahen mit grauer Klarheit eine ständige Abnahme der Kräfte. Im Laufe der Wochen war das blühende Mädchen schwach und hilflos geworden, gleich einem Kinde — man mußte sie jetzt beim Essen stützen und ihr die Wassen beinahe gewaltsam in den Mund schieben; die blonden, langen Haare vermochte sie nicht mehr selbst zu glätten und zu kämnen, da ihre Hände zitterten und müde geworden waren. Seit Monaten hatte die Mutter vom frühen Morgen bis zum Sinken des Tages am Bett des Kindes gewacht; die übrige Welt war mit Beginn der Krankheit aus ihrem Gesichtskreis geschwunden. Man hat auf und siehe, sie solle sich schonen; es war vergeblich — bis endlich der alte Arzt sich zu einem Nachwort emporkrafft. Er verlangte eine Krankenschwester. Die Mutter schreie bei den Worten jäh zusammen; aber die Krankenschwester kam, und mit ihr zog ein fremdes, anderes Leben ein. Mit einem Male wurde es ganz still und traurig in dem hübschen weißen Mädchenstübchen; alle die zierlichen Vorkermböckchen wurden hinausgeschafft, der Teppich zusammengerollt und bei Seite gelegt — das wäre ungesund und verurtheilte schlechte Luft, meinte ernst und sicher die junge Pflegerin. Die Augen Hilbes füllten sich mit Thränen: „Nun sieht es ja bei mir wie in einem Krankenzimmer aus“, schluchzte sie, „und ich will doch nicht krank sein!“ Ihre Finger trallerten sich tief in die Altasbede. Die Mama leugte sich schmeichelnd und begütigend auf sie nieder — die Krankenschwester aber nahm die Mutter sanft bei der Hand und führte sie hinaus. „Ihr ängstlicher Blick, gnädige Frau, beunruhigt nur das Fräulein, auch geben Sie ihr wirklich viel zu viel nach. Kranke sind kleine, eigenwillige Kinder; liebevoll und energisch müssen wir ihnen den rechten Weg zeigen.“ „Aber ich bin wirklich nicht nervös“, wagte die junge Kranke leise zu entgegnen, „nur schwach, unfagbar schwach!“ „Gesellschaftliche Ueberanstrengung“, erwiderte die Pflegerin. „Dabei habe ich nur einen Winter gestanzt“, meinte träumerisch das Seelchen; „ach, es war so schön, märchenhaft schön!“ Auf dem Gesicht der Kranken lagerte ein heller Schein. „Haben Sie auch früher mal getanzt, Schwester Beate?“ „Nein, ich tam mit 16 Jahren in's Stiff!“ Sie sah sehr rein aus, die junge Nonne mit dem blonden Scheitel und der weißen Haube, wie eine kleine Madonna — aber man hatte dasselbe fremde Gefühl bei ihr, wie man es vor manchen holzgeschnitzten Heiligengestalten empfindet. Die junge Kranke lag fortan ganz ruhig, mit geschlossenen Augen, aber ihre ganze Seele war in Leid und Weh aufgelöst. In dem großen Himmelbett liegend, zählte sie mechanisch das Mutter der Tapete stunden- und tagelang. Sie wollte die erste Schwester nicht ansehen, sie vermied es mit eiserner Konsequenz. „Ich will nicht mit ihr allein sein!“ grübelte sie; und dann sagte sie laut: „Schwester! Falls heute Mittag Besuch kommt, so wünsche ich, ihn anzunehmen.“ Ihre Stimme hatte ganz fremd und rauh geklungen und der Ton selbst energisch. Erstauam blickte die Schwester empor: „Es wird Sie überanstrengen, die Herzaktionen —“ „Nein!“ — Mit einem Ruck richtete sich die Kranke empor, un bald darauf wieder kraftlos zusammenzusinken. Die Schwester eilte herbei; sie ergriff ein Glas Wasser und traukelte die beruhigende Medizin hinein. Hilbe aber stieß hastig die Hand fort und ergrub ihr Gesicht in den Kissen; ein verhaltenes Schluchzen zitterte durch den Raum. Gegen Mittag kam Besuch, Besuch im schleppenden Seidenkleid und mit tänzelnden kleinen Füßen, duftend nach Jugend und Frühling. Das halbe Krankezimmer war ganz von Mittagssonne durchflutet; das Fenster stand weit offen, von unten herauf drangen die leichten Düste des Frühlings herein, die Blüthenwolken des alten Kastanienbaumes streckten winkend die weißrotha Kerzen in's Zimmer. Die Sonne tanzte rings umher; sie spielte mit den Medianschiffchen und glitzerte liebend über die sämlichen, abgezehten Hände der Kranken. „Du, Hilbe!“ meinte der Besuch nach einigen Sekunden. „Du glaubst gar nicht, wie die Sonne hier blendet; laß doch das Zimmer verdunkeln!“ „Nein, nein!“ schrie das Seelchen hastig auf. „Nehmt mir nicht die Sonne! So lange ich lebe, soll sie mich noch küssen — wenn ich erst stumm und kalt draußen liege.“ „Wie häßlich!“ unterbrach der Besuch. „So spricht man nicht, das ist Sünde!“ Das Seelchen aber starrt mit glanzlosen Augen in's Leere. Der Besuch plappert indeß rastlos, ohne aufzuhören; die Worte sausen und rauschten der Kranken in den Ohren wie — plötzlich hebt sie den Kopf, ein Wort ist gefallen, das sie aufmerksam werden läßt: „Uebrigens: gestern traf ich Deinen Lehrer. Das ist aber ein merkwürdiger Mensch! Dente nur! Er machte ganz todestraurige Augen, als er von Dir sprach.“ Weitglänzend öffnen sich Hilbes Augen, ein fettliches Roth überfliegt ihre Wangen — die Brust zittert in stürmischer Erregung; sie preßt die weißen Hände fest ineinander, ein Schauer von Seligkeit durchrieselt wie ein warmer Lebensstrom ihre Glieder. „Morgen will er Dich besuchen.“ „Morgen!“ wie ein Schrei entfährt es den zitternden Lippen der Kranken; sie hat sich hochaufgerichtet, die lodigen Strähnen hängen ihr wild um das schmale Gesicht, die Hände reihen, wie in aufsteigender Hitze, das weiße Spizenhemd auf. Die Schwester am Fenster steht auf — ein erster Blick streift die Besuchende — scheu erhebt sich die junge Frau von ihrem Platz, ängstlich blickt sie auf die Kranke und brüht einen leichten Ruf auf die blosse Stirn. Die Seide knistert — die Schleppe rauscht über den fahlen Fußboden — der Besuch eilt von bannen. Das Fenster wird geschlossen, die Luft ist kühler geworden — der Frühlingshauch ist aus dem Krankenzimmer geschwunden; die Sonne hat sich westlich gewendet, das Zimmer ist in leichte Schatten gehüllt. Das Seelchen in dem großen Himmelbett merkt von alledem nichts — die Wangen glühen, eine Fluth von Glück und Seligkeit durchströmt ihr Inneres; ganz vom Herzen hinauf steigt es langsam zum Kopfe empor. Sie vermag nicht zu sprechen, das große Gefühl der Freude berührt ihre den Athem. Morgen würde er hier an ihrem Bett sitzen, ihre Hand ergreifen, sie streicheln und küssen. Ach, ihre armen, brennenden Lippen: „Wasser, Schwester!“ Matt sinkt das Seelchen zurück und träumt von morgen. Unruhig blickte die Schwester nach der Uhr — der Arzt muß jeder Augenblick eintreffen — auf ihr Gesicht schleichen die Eltern herein, lautlos, ohne Weinen. Endlich kommt der Arzt — er steht sich schweigend an das Bett; un seinen weißen Schnurrbart zuckt es ganz merkwürdig. — Die junge Kranke wälzt sich ruhelos auf dem Lager, sie wirft, von Hitze gepinigt, Beeten und Kissen auf den Boden — vor ihren Augen schwebt eine große rothe Flamme, die in wechselndem Spiele sich bald hinter Wolken verdeckt, bald sie in furchtbarem Gluth zu verzehren scheint. Sie streckt sehnlich die mageren Arme aus — die Sonne war es ja, die am Himmel vor ihr auftauchte, den Tag ihres Glückes! Stunden vergehen ... Die junge Pflegerin zieht die Gardinen empor — sanft, wie das Lächeln eines Kindes steigt die Morgenröthe draußen empor. Die Kranke im Bett liegt jetzt ganz ruhig, wie einschlafend; ihre weiße Stirn hebt sich schimmernd von den zerwühlten Kissen ab, die Lippen sind leicht geschlossen. Ein Strahl von Reinheit und Verklärung scheint von dem jungen Mädchenkörper auszugehen; die Mutter, die am Bett kniet, streicht vorsichtig zärtlich über die Wangen des Kindes ... Da ... ein Schrei entfährt den verängsteten Lippen, aus den Augen quellen Thränen, rastlos, sich überstürzende Mutterthränen. Seelchen's Morgen ist da ... Endlich ein Lichtstrahl in der Dienstbotennoth! Schreibt der Kladderadatsch. In großen Städten sind die Dienstmädchen schon so knapp, daß man Mühe hat, eins zu bekommen. Nun soll aber die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres um 10,339 Mann erhöht werden. Auf jeden Mann kommen nach den Feststellungen der Statistik 2569 Dienstmädchen. Das ergibt also die erfreuliche Aussicht auf Vermehrung des Dienstmädchenbestandes um 26,560,891 Köpfe! Serenissimus fröstelte. „Ach, Kinderdamm, in diesem Zimmer können wir höchstens vierzehn Grad haben!“ Der Getreue trat an's Fenster und blickte hinaus auf das Thermometer. „Es wird Winter, Durchlaucht, draußen haben wir heute drei Grad Wärme.“ Da glitt über die durchsichtigsten Ringe das Lächeln eines glücklichen Einfall's. „Deffen Sie das Fenster, lieber Kinderdamm! Wir wollen doch ja diese drei Grad Wärme noch hereinlassen.“ Steif und aufrecht wie Papierschifflein schwimmen die Tagesgrößen auf dem Strom der Zeit dahin. Aber bald löst sie der Strom jämmerlich auf.

**Das liebe Geld.**

„Robin beschämte mich“, hat Louis spricht mein Büchle es aus. Das dreimal gottverfluchte Wort, von dem allein des Zuckers Schicksal abhängt, ha, das laure Geld! So läßt Viktor von Scheffel seinen altrömischen Helden Pumpsus von Perusia verzweifelt ausrufen. Allerdings hat Held Pumpsus in jenem Augenblick einen fürchterlichen physisch-moralischen Kagenjammer und geht mit dem Plane um, zum ersten Male jene finanzielle Transaktion vorzunehmen, die nach ihm, wie Scheffel wenigstens behauptet, heute noch „Bumpen“ genannt wird. In so despektirlicher Weise sprechen wir heute nicht mehr von dem „Nervus rerum“, dem Geld, das bekanntlich die Welt regiert. Im Gegentheil, besonders in Deutschland, haben wir eine Menge Bezeichnungen sowohl für das Geld im Allgemeinen als für einzelne Münzen, deren Zusammenstellung vielleicht Leserin und Leser interessieren dürfte. Diejenige Bezeichnung, welche heute am meisten für Geld, besonders in Berlin gebraucht wird, ist das Wort „Draht“, welches, wie so viele Worte der Umgangssprache, aus der Verbredner- und Kundensprache in die allgemeine Umgangssprache übergegangen ist. Der „Kunde“, das heißt der Zahlende, sowohl der wandernde Handwerker als der Strome, benützt mit Vorliebe das Wort Draht. Doch findet man bei ihnen auch das Wort „Ries“, dem man ja bekanntlich auch in der Umgangssprache begegnet. Weniger gebraucht sind die Worte „Wsch“ oder „Moos“ (in früheren Zeiten nannte man Geld auch „Moses“ und die Propheten). Das Wort „Pinte“ stammt aus dem Hazardspiel, indem der Einsatz nur eine bestimmte Höhe erreichen soll. Ueberschreiten die Einsätze eine gewisse Summe, so wird der Ueberschuß bei Seite, in die „Pinte“ gelegt. Der Ausdruck „Messumme“ kommt aus dem Hebräischen. Er wird in Verbrednerkreisen noch vielfach verwendet, ebenso wie das Wort „Dorf“ für Geld, welches gleichfalls aus Verbrednerkreisen, und zwar von den Taschendieben, herkommt. Vor dreißig Jahren hießen die Taschendiebe in Berlin noch „Dorfdrucker“, und den Tächtigsten von ihnen rühmte man nach, sie könnten mit einem Blick dem Opfer, das sie sich aussuchten, ansehen, ob es „lofes Pulver“ bei sich habe, das heißt das Geld lose in der Tasche trage, wie dies ja heute noch bei Engländern und Amerikanern üblich ist, oder wo die „Blattmölle“, das heißt das Portomonnaie, säße, jener Geldbehälter, den der Berliner heute mit Galgenhumor die „Dalles Ziehharmonika“ nennt. Das Wort „Moneten“ kommt natürlich von dem lateinischen „moneta“ und war ursprünglich Studenten-Ausdruck. Aus akademischen Kreisen stammt auch das Wort „Spieße“ für Geld, welches heute selbst auf den Unversitäteten ganz und gar vergessen ist. Erinnerungen daran findet man noch in den alten Studentenliedern: „Da heißt es gleich: Hebrä'r, Nun gib die Spieße her!“ Ober: „Die ohne Spieße bei Schwert und Wein Dem Heren der Erde gleichen.“ Das Wort „Spieße“ als Bezeichnung für ein Fünfpennigstück findet sich heute noch in der Kundensprache. Die Bezeichnung „Mammon“ wird noch viel gebraucht, ebenso wie das Wort „Bimperlinge“. In Schlesien spricht man von „Schäffchern“, in Sachsen von „Quiedern“ („quid“ — „geschwind“, „schnell“, weil das Geld so schnell durch die Hände läuft). In verschiedenen Landestheilen des Reiches kennt man als humoristische Bezeichnung das Wort „Binunne“, welches aus dem Polnischen stammt. Das gleichlautende polnische Wort wird nur anders geschrieben. „Hier sitzen die Musikanten“, sagt der Proch, der genügend Geld hat und mit der Hand auf sein Portemonnaie oder auf seine Hosentasche schlägt. „Wie ist es denn mit der Marie?“ fragt man in Wien in gewissen Volkstreffen, wenn man sagen will: „wie steht es mit dem Gelde?“ „Put-Put“ nennt man in Norddeutschland das Geld; dabei wird aber die Bewegung des Geldzählens gemacht, indem man Daumen und Zeigefinger der rechten Hand aneinander reibt. Diese Bewegung bedeutet ja auch allgemein ohne Hinzufügung von Worten „Geld“. Handelt es sich um vieles Geld, dann spricht man von einem „Kloß Geld“. Hat der Handwerksburche oder Strome viel Geld „sammengelesen“, dann hat er „schwere Miethe“, und wenn man in Geschäftstreffen Deutschlands den Mund recht voll nimmt, dann spricht man überhaupt nur noch von „Mille“, womit man natürlich 1000 Mark meint. Am populärsten und daher mit den meisten Beinamen belegt sind die kleinsten Münzen. Man spricht von dem „lehten Heller“, dem „rothen Heller“ (in Amerika „red cent“); ja man wendet auch das Wort „marabedi“ (spanische Münze im Werthe von ein hundert Cent) an. Minister von Podbielski braucht mit Vorliebe die Wendung: „Dafür gebe ich keinen Marabedi“. Das Wort „Dittchen“ stammt aus einem vergangenen Münzsystem, ebenso wie der „Secher“ als Bezeichnung für das Fünfpennigstück. Das Wort „Nidel“ als Bezeichnung für eine kleine Münze kennt man nicht nur in Deutschland, sondern auch in

**Amerika. „Böhm“ nennt der Schlesier noch heute konsequent das Zehn-pennigstück, weil in Böhmen zuerst die Groschen geschlagen wurden.**

„Böhm“ verräth sich sofort der Schlesier, der von dieser Bezeichnung nicht lassen kann. Auch in den polnischen Landestheilen heißt das Zehn-pennigstück heute noch „cesti“, das heißt der „Böhme“, und originell ist es, daß sich in diesem polnisch-deutschen Mißdialekt auch noch das Wort „Twardy“ findet als Bezeichnung für Thaler. „Twardy“ heißt „hart“, man hat also von der ehemaligen Bezeichnung „harder Thaler“ nur das Adjektivum beibehalten. Unbekannt und uralt ist die Bezeichnung „Rab“ für Thaler. Man sagt auch „Räbchen“, weil man sich das Geldstück gewissermaßen als die kleine Nabe eines Rades denkt, das sich mit großer Geschwindigkeit fortbewegt. Den Pennig nennt der Kunde „Boscher“, er nennt das Geld aber auch „Bsch“. Besonders wenn er es für die „Benne“, für das Uebernachten bezahlt, dann spricht der Kunde von „Schlummerped“, „Schlummerettes“, auch von „Schlummerleine“. Allgemein bekannt ist die Bezeichnung „Meter“ für „Mark“, ebenso die Diminutivform „Märkchen“, und in Berlin mit Bezug auf die Mark Brandenburg die Bezeichnung „Märker“ als Pluralis von „Mark“. Der Engländer nennt sein Sächselstück „lob“. Für das große, unhandliche Fünfpennigstück findet man hier und da die Bezeichnung „Donnerbaken“. Jedes Goldstück aber hieß in früheren Zeiten „Goldfuchs“, ein Name, der heute nur noch wenig angewandt wird. Die offizielle Bezeichnung „Krone“ für das Zehnmarkstück und „Doppeltkrone“ für das Zwanzigmarkstück hat sich in Deutschland ganz und gar nicht eingebürgert. Nur beim Pferdehandel geht es nach „Doppel“, das heißt nach Doppeltkronen. So wird zum Beispiel auch bei den Auktionen zumrangirter Pferde im königlichen Marfall nur mit Doppeltkronen geboten. Vom Papiergeld hat nur der Hundertmarkschein den Namen „Bläuling“ oder „Blauer Lappen“. Der Tausendmarkschein wird wohl hie und da mit „brauner Lappen“ bezeichnet, obgleich er eigentlich graubraun ist. Nach den durch den Faktor Grüntenhal in der Reichsdruckerei verübten Veruntreuungen hießen die Hundertmarkscheine eine Zeit lang „Grüntenhaler“, eine Bezeichnung, die sich glücklicher Weise nicht eingebürgert hat. Sie erinnert an die „Greenbacks“ der Amerikaner. Das Wort bezeichnet „Bantnote“, weil die vor vielen Jahren ausgegebenen Bantnoten Nordamerikas eine grüne Rückseite hatten. In England hat man für bestimmte Summen, besonders auf den Rennplätzen, eigenthümliche Ausdrücke. So bezeichnet ein „Bonny“ die Summe von 25 Pfund, ein „Montey“ (Affe) 500 Pfund. „Quib“ ist ein Pfund Sterling, „Mag“ ist die kleinste Kupfermünze. Oesterreich-Ungarn hat bekanntlich die Gulden und Kreuzer abgeschafft und dafür Kronen und Heller gesetzt. Aber die Bezeichnung „Gulden“ und „Kreuzer“ wird sich in Oesterreich nicht so leicht austrotten lassen. Bei dem alten Währung in Oesterreich gab es die Eigenthümlichkeit, daß man „Gulden“ sprach und „Florin“ schrieb (die Bezeichnung stammt von einer im ersten Jahrhundert zu Florenz geprägten Münze), und auch ferner wird der Wiener, wenn er vergnügt ist, von „Florin“ sprechen. Betreffs der Verwendung alter Bezeichnungen für unsere modernen Münzen ist mir während meines letzten Aufenthaltes in München von einem Hausdiener eine energische Belehrung zu Theil geworden. Ich wollte durch ihn eine Befragung machen lassen und gab ihm Geld mit den Worten: „Hier haben Sie einen Thaler, bringen Sie mir den Rest heraus.“ Darauf mußte ich aber die Bemerkung anhören: „So sind die Berliner! Die rechnen immer noch nach Thaler und Groschen. Dabei haben die Berliner das neue Geld selber gemacht und denken immer, sie wären die besten Deutschen. Auf uns Bayern schimpfen sie, weil wir schlechte Deutsche wären, und doch haben wir uns die Bezeichnung „Gulden“ und „Kreuzer“ ganz und gar abgewöhnt und rechnen nur noch Mark und Pennige. Wer ist nun der bessere Deutsche?“ Ich hatte eine scharfe Antwort auf der Zunge, betreffend die bayerischen Briefmarken und den sich dabei befindenden Partikularismus. Aber andererseits mußte ich mir sagen: „Der Mann hat recht, sogar sehr recht.“ und deshalb schweig ich. A. D. Kaufmann. A.: „Ein Freund aus Cuba hat mich besucht und dem möchte ich gern ein Geschenk machen, etwas, was ihm ganz neu ist, was er noch vorher nie gesehen hat!“ B.: „Schicken Sie ihm doch eine Kiste von Ihren Habanna-Cigarren!“ Eine der schäbbarsten Folgen der Wohlthätigkeit ist ihre Wirkung auf den Geber. Es ist seliger zu geben als zu empfangen. \* \* \* In Anbetracht der bald hier, bald dort erfolgenden Banktracade wird eine Versicherung der Depositen gegen Verluste in Vorschlag gebracht. Wer sichert aber die Versicherung?